

Die Bilanzkürzung des Federal Reserve Board kann zu Korrekturen der Kapital- und Aktienmärkte führen **SEITE 25**

Der Trend zu fahrerlosen Autos und zu Fahrdiensten dürfte sich wohl auf den Alkoholkonsum auswirken **SEITE 28**

Gemeinsam gegen die Giganten im Netz

Die Zusammenarbeit nationaler Wettbewerbshüter wird wichtiger – Debatte über Netzwerk zur Eindämmung digitaler «Superstars»

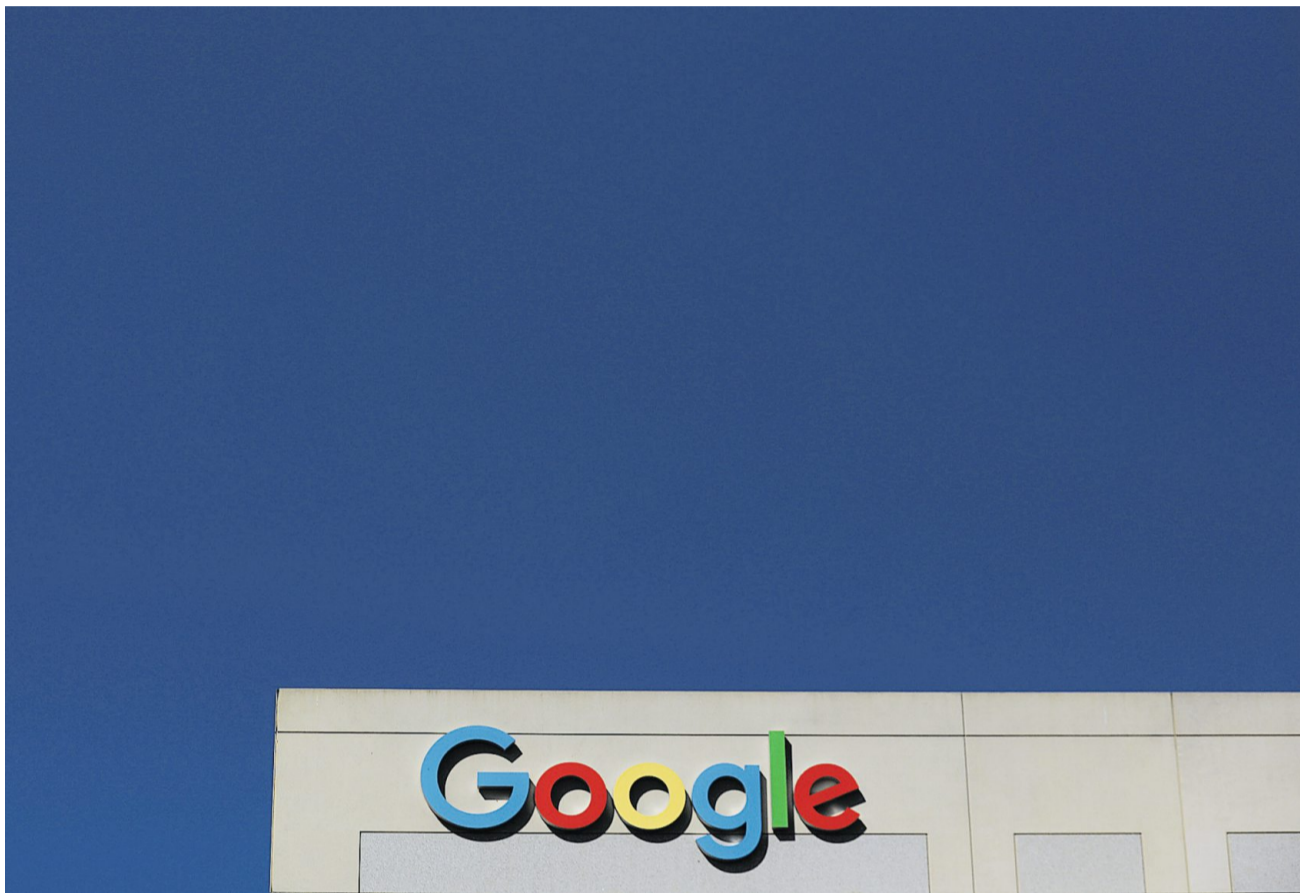
NATALIE GRATWOHL

«Im Zeitalter der Digitalisierung braucht es eine neue Wettbewerbspolitik», davon ist Dalia Marin, Professorin und Leiterin des Seminars für Internationale Wirtschaftsbeziehungen der Ludwig-Maximilians-Universität München, überzeugt. Als Reaktion auf den Aufstieg digitaler «Superstars» wie Google oder Facebook regt sie die Schaffung eines globalen Netzwerks von Wettbewerbshütern an. Ihr Vorschlag wurde am G-20-Gipfel in Hamburg aus Zeitgründen nicht mehr behandelt und an die argentinische Präsidentschaft weitergereicht.

«Netzwerkeffekte haben in der digitalen Welt monopolartige Strukturen geschaffen», begründet Marin. Das Prinzip funktioniert so: Je mehr Nutzer auf einer Plattform registriert sind, desto attraktiver wird diese für weitere Nutzer. Irgendwann wächst die Firma, ohne dafür noch viel investieren zu müssen, und kann so rasch dominant werden. Dabei besteht jedoch die Gefahr, dass sie die Marktmacht missbraucht, um kleinere Konkurrenten am Markteintritt zu hindern.

Daten statt Umsatz

Eine andere Möglichkeit ist, sich die unliebsame Konkurrenz einzuverleiben. In der digitalen Welt sind Käufer häufig bereit, deutlich mehr zu bezahlen, als mit Blick auf den Umsatz gerechtfertigt wäre. Daher gibt es Überlegungen, dass die Wettbewerbsbehörden bei der Prüfung von Übernahmen vermehrt auf Kriterien wie Daten oder Nutzer anstatt auf den Umsatz abstellen sollten. Im Rahmen eines globalen Netzwerks könnten darüber hinaus Richtlinien entwickelt werden, wie die Marktmacht in der digitalen Ära gemessen werden sollte, sagt Marin. Vor allem aber sollte ein internationaler Rechtsrahmen geschaffen werden, um das Wettbewerbs-



Als Reaktion auf digitale Giganten wird erwogen, ein globales Netzwerk von Wettbewerbshütern zu schaffen.

MIKE BLAKE / REUTERS

recht global durchzusetzen und die Verfahren der nationalen Behörden zu koordinieren, fordert die Professorin.

Ob für Unternehmen in der digitalen Welt spezielle wettbewerbsrechtliche Regeln notwendig sind, wird jedoch kontrovers diskutiert. Internetkonzerne sollten nicht anders behandelt werden als andere Firmen, sagt etwa Thomas Pletscher, Leiter Wettbewerb & Regulatorisches beim Wirtschaftsverband Economiesuisse. Zum einen seien in der Vergangenheit immer wieder neue Konkurrenten emporgekommen, und zum

anderen seien Google oder Facebook in Ländern wie China längst nicht so marktmächtig wie in den USA und Europa. Eine engere grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Behörden sowie einheitliche Kriterien zur wettbewerbsrechtlichen Beurteilung sind aus seiner Sicht aber sinnvoll.

Im Zuge der Globalisierung gewinnt die grenzüberschreitende Zusammenarbeit nationaler Wettbewerbsbehörden an Bedeutung. Innerhalb des European Competition Network (ECN) etwa tauschen die EU-Kommission und die

Wettbewerbsbehörden der EU-Staaten unter anderem vertrauliche Informationen zu Verfahren gegen Unternehmen aus oder koordinieren Hausdurchsuchungen. Marin schlägt vor, dass das ECN auf weitere Länder ausgedehnt werden könnte.

Laut Nicolas Birkhäuser, Rechtsanwalt bei der Kanzlei Niederer Kraft & Frey, der Firmen im Bereich Wettbewerbsrecht berät, ist es aus heutiger Sicht allerdings unwahrscheinlich, dass beispielsweise amerikanische, indische und chinesische Behörden vertrauliche

Informationen zu heimischen Firmen untereinander austauschen würden, damit Behörden in anderen Ländern effektivere Verfahren gegen diese führen könnten. Ein Vorteil einer Zusammenarbeit könnte jedoch sein, dass bestimmte Verfahren dank der internationalen Kooperation schneller abgeschlossen werden könnten. Heutzutage ist es nämlich oft so, dass Untersuchungen gegen Internetkonzerne lange dauern, während der Markt dynamisch ist und die Marktsituation deshalb rasch ändern kann.

Weko kooperiert mit der EU

Die Wettbewerbskommission (Weko) ist nicht im ECN aktiv. Die hiesigen Wettbewerbshüter beteiligen sich aber in Netzwerken wie dem Competition Committee der OECD oder dem International Competition Network (ICN), die in erster Linie dem Wissens- und Erfahrungsaustausch dienen. Eine formelle Zusammenarbeit, die auch den Austausch vertraulicher Informationen ermöglichen würde, ist mangels einer gesetzlichen Grundlage nicht möglich.

Die Weko hat allerdings vor drei Jahren ein Kooperationsabkommen mit der EU abgeschlossen, um sich gegenseitig über Verfahren zu benachrichtigen, Massnahmen zu koordinieren und Informationen auszutauschen. Laut Patrik Ducrey, stellvertretender Direktor der Weko, wird gegenwärtig zudem sondiert, ob sich die Zusammenarbeit mit den Nachbarländern Frankreich, Deutschland und Österreich durch bilaterale Abkommen weiter intensivieren lässt. Bei Verfahren gegen Internetkonzerne halten sich die Schweizer Wettbewerbshüter aber in der Regel zurück. Wenn etwa Google aufgrund eines rechtskräftigen Entscheids der EU-Kommission die Geschäftspolitik anpassen muss, wird dies der Konzern ohnehin für den gesamten europäischen Markt, das heisst auch für die Schweiz, tun.

WIRTSCHAFT IM GESPRÄCH

Wo sich Kunst und Kommerz treffen

Der Ruf einer Innovatorin begleitet Victoria Siddall, Direktorin der Frieze-Kunstmessen



ILLUSTRATION CHRISTOPH FISCHER

GERALD HOSP, LONDON

Egomane gibt es genug im Kunstbetrieb; sei es die exzentrische Künstlerin, oder sei es der machtbesessene Galerist. Victoria Siddall tritt hingegen mit einer Spur Zurückhaltung auf, die aber nichts an Bestimmtheit missen lässt. Die 39-jährige Britin hat als Direktorin der Kunstmessen Frieze London, Frieze Masters und Frieze New York zwar

einen der wichtigsten Jobs im internationalen Kunstmarkt, Starallüren scheint sie dennoch nicht zu pflegen.

Gradmesser für den Markt

Anfang Oktober werden die Frieze London für zeitgenössische Kunst zum fünfzehnten Mal und die Frieze Masters, die sich mit Kunst von der Antike bis zum 20. Jahrhundert beschäftigt, zum sechsten Mal über die Bühne gehen. Die Kunstmessen haben sich zu einem massgeblichen Termin in der Kunstmarktsaison entwickelt. Die Frieze-Messen sind neben der Art Basel und ihren Ablegern in Miami und Hongkong die international bekanntesten Veranstaltungen für Galerien, Sammler und Künstler. Die Frieze-Woche gilt auch als ein erster Gradmesser für den Kunstmarkt nach den Sommermonaten.

«Auch nach vielen Messen stellt sich keine Routine ein. Ich mag diese Zeit vor der Eröffnung, wenn alles, über das man so lange geredet hat, sich zusammenfügt», zeigt sich Siddall aufgeregt. Dabei ist sie bereits seit rund 13 Jahren bei Frieze tätig. Nach einem Studium in Bristol arbeitete sie drei Jahre im Auktionshaus Christie's in London. Sie habe die erste Frieze-Messe besucht, die sie

und die ganze Stadt elektrisiert habe, meint Siddall. Daraufhin bewarb sie sich bei Frieze und war dann zunächst für Sponsoring und Weiterentwicklungen zuständig. Vor drei Jahren zogen sich die Gründer Amanda Sharp und Matthew Slotover aus dem operativen Geschäft zurück und übergaben die Leitung der drei Messen an Siddall.

Für die Position brachte sie sich ins Spiel, nachdem sie die Frieze Masters für die klassische Moderne erfolgreich lanciert hatte. «Wir wollten etwas Neues machen und ältere Kunst in einer frischen und zeitgenössischen Art präsentieren», erzählt Siddall. Dabei wurden die Galerien gemischt und nicht in Sektoren wie bei anderen Messen dieser Art eingeteilt. Die Frieze Masters etablierte sich in kurzer Zeit, und Siddall erhielt den Ruf als Innovatorin.

Es gibt viele Kunstmessen auf der Welt. Um unentbehrlich zu bleiben und um zu expandieren, denkt Siddall nicht unbedingt an mehr Ausstellungen. Vor kurzem wurde Frieze Academy, eine Reihe von Gesprächen, Kursen und Konferenzen gestartet. Die Digitalisierung und den Umbruch von Geschäftsmodellen, den diese bringt, sieht sie derzeit gelassen. Messen seien als Plattformen noch wichtig, weil das Erlebnis,

Kunst zu betrachten, noch nicht digital repliziert werden könne, sagt Siddall. Deshalb gebe es auch noch Museen. Zudem brächten Messen die Kunstwelt zusammen, die von Diskussionen und persönlichen Treffen getrieben würden. Als Neuerung führte Siddall dieses Jahr auch einen Skulpturenpark für die Frieze-Messen ein, der bereits im Sommer eröffnet worden war.

Fragezeichen Brexit

Den Unterschied zur Art Basel sieht sie darin, dass Frieze zunächst als ein Kunstmagazin und nicht als reiner Messebetrieb begonnen habe. Dies spiegelt sich auch in den Messen, in denen auf Künstlergespräche und auf Programme ohne unmittelbaren kommerziellen Hintergrund Wert gelegt wird. Dazu zählt auch Frieze Project, das vom Schweizer Raphael Gygax kuratiert wird. Eine Sonderausstellung widmet sich dem Thema Prostitution und feministischer Kunst. Zudem wählt Frieze bewusst Kulturhauptstädte wie New York und London aus und versucht Museen und die Kulturszene der jeweiligen Stadt zu integrieren. Dies gelingt: Der Begriff Frieze-Woche ist zur geläufigen Wendung für die Messezeit geworden.

London ist dabei nicht nur Schauplatz, sondern ein wichtiger Bestandteil des Konzepts. Die Themsestadt bietet die kosmopolitische Bühne, die Publikum aus der ganzen Welt anzieht. Siddall ist dabei bereits seit jungen Jahren Teil der mobilen Klasse. Geboren in Nordirland lebte die Britin, deren Vater im Militär tätig war, auch in Deutschland, Simbabwe und in den USA.

Sie geniesst weiterhin das berufsbedingte Reisen, um immer wieder Neues zu entdecken. Sie hält jedoch ein strenges Regime ein: Wochenenden bleiben frei, die Geschäftsreisen sind kurz. Dies hat auch seinen Grund: Zusammen mit ihrem Partner hat sie eine 18 Monate alte Tochter.

Gefährdet der Brexit nicht den Standort London? Siddall konnte bisher noch keinen negativen Einfluss der Entscheidung, die EU zu verlassen, auf ihre Messen entdecken. Galerien seien weiterhin daran interessiert zu kommen. Möglicherweise hilft gar der Fall des Aussenwertes der britischen Währung. Noch sei unklar, was der Brexit tatsächlich bedeute, meint Siddall. Das Wichtigste sei, dass London eine offene, kulturell facettenreiche und einladende Stadt bleibe. Galerien und Künstler sollten sich wohl fühlen und Chancen sehen.